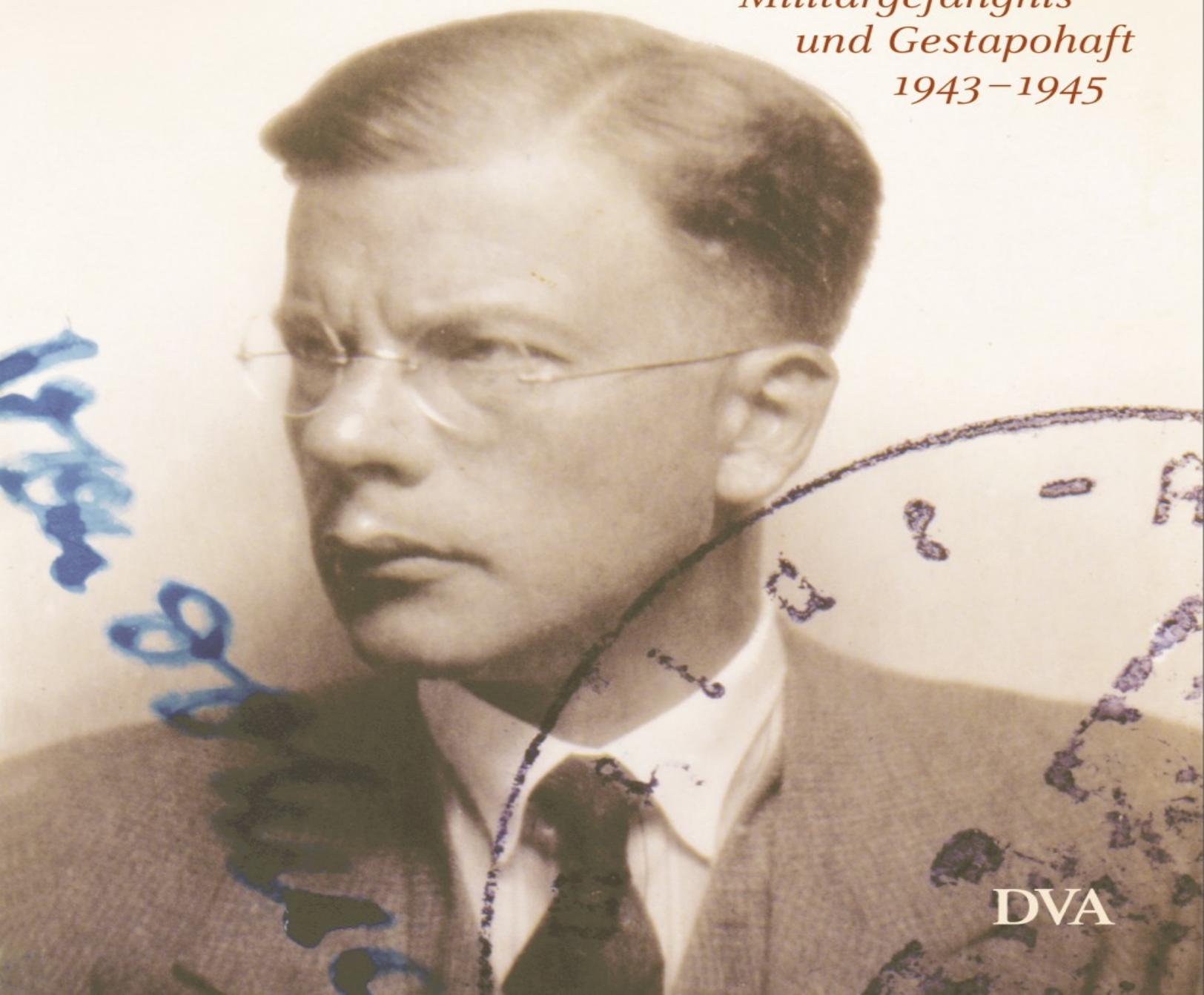


HANS VON DOHNANYI

VERSCHWÖRER GEGEN HITLER

»MIR HAT GOTT KEINEN PANZER UMS HERZ GEgeben«

*Briefe aus
Militärgefängnis
und Gestapohaft
1943–1945*



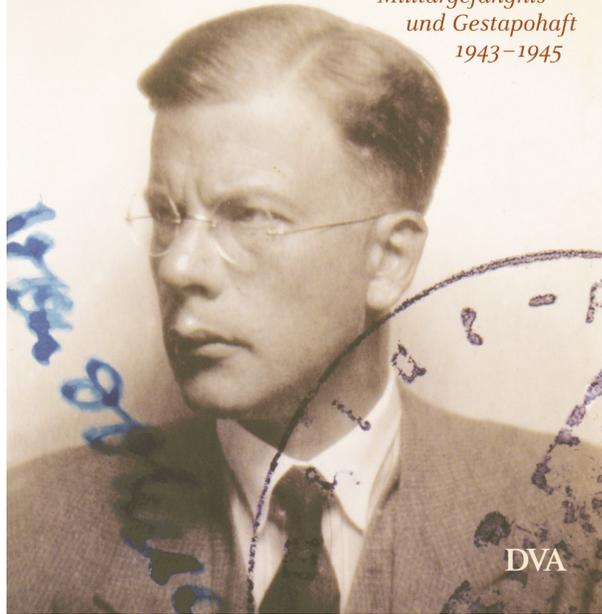
DVA

HANS VON DOHNANYI

VERSCHWÖRER GEGEN HITLER

»MIR HAT GOTT
KEINEN PANZER UMS
HERZ GEGEBEN«

*Briefe aus
Militärgefängnis
und Gestapohaft
1943-1945*



HANS VON DOHNANYI

»MIR HAT GOTT KEINEN PANZER

UMS HERZ GEGEBEN«

Ein bewegendes Dokument aus dem Widerstand gegen Hitler

»Manchmal denke ich, ich habe so viel Freude daran gehabt, anderen Menschen zu helfen, Du weißt, dass ich es tat, wo es nur ging. Soll das vergessen sein oder sich gegen mich wenden?«

Erstmals werden die berührenden Briefe und eindringlichen Kassiber veröffentlicht, die Hans von Dohnanyi, eine der führenden Persönlichkeiten des Widerstandes gegen Hitler, aus der Haft an seine Frau Christine und an seine Kinder schrieb. Sie zeigen einerseits den liebevollen Ehemann und Vater, in den an der Zensur vorbeigeschmuggelten Nachrichten andererseits den mutigen und entschlossenen Verschwörer gegen Hitler, der sich auch in der Haft, den Tod vor Augen, nicht beugt.

Mit einem Vorwort von Ulla Hahn und einem Nachwort von Klaus von Dohnanyi

Die Autoren

Hans von Dohnanyi, geboren 1902 in Wien, war Jurist und einer der engagiertesten Verschwörer gegen Hitler. Im April 1945 wurde er im KZ Sachsenhausen hingerichtet. Er war verheiratet mit Christine Bonhoeffer, mit der er drei Kinder hatte.

Der Jurist und Politiker **Klaus von Dohnanyi** ist das zweitälteste Kind Hans von Dohnanyis. Er hatte zahlreiche öffentliche Ämter inne, unter anderem war er Staatsminister im Auswärtigen Amt und Erster Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg

Winfried Meyer, der Herausgeber der Dohnanyi-Briefe, ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin. Er hat mehrere Bücher und zahlreiche Aufsätze und Artikel zu den NS-Konzentrationslagern, zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus und zur Geheimdienstgeschichte des Zweiten Weltkriegs publiziert.

Ulla Hahn ist Schriftstellerin und eine der wichtigsten Lyrikerinnen der Gegenwart. Sie ist verheiratet mit Klaus von Dohnanyi.



Selbstporträt, 1943

© Privatbesitz Dohnanyi/Hermann E. Kiessling

HANS VON DOHNANYI

VERSCHWÖRER GEGEN HITLER

»MIR HAT GOTT KEINEN PANZER
UMS HERZ GEGEBEN«

*Briefe aus Militärgefängnis und Gestapo-Haft
1943–1945*

Herausgegeben von Winfried Meyer

Mit einem Vorwort von Ulla Hahn
und einem Nachwort von Klaus von Dohnanyi

Deutsche Verlags-Anstalt

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte dieses E-Book Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung dieses E-Books verweisen.

1. Auflage
Copyright © 2015 Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Typografie und Satz: DVA/Brigitte Müller
Gesetzt aus der Garamond
ISBN 978-3-641-17464-4

www.dva.de

INHALT

VORWORT VON ULLA HAHN

»Aber leider ist mein Herz
oft sehr viel stärker als mein Wille«

EINLEITUNG VON WINFRIED MEYER

»... der zwangsläufige Gang
eines anständigen Menschen«
Hans von Dohnanyi:
Verschwörer gegen Hitler und Helfer der Verfolgten

DIE BRIEFE UND ERLÄUTERUNGEN ZU DEN HAFTSTATIONEN

Wehrmachtuntersuchungsgefängnis Berlin
April–Mai 1943

Wehrmachtuntersuchungsgefängnis Berlin
Juni–Juli 1943

Wehrmachtuntersuchungsgefängnis Berlin
August–November 1943

Chirurgische Abteilung der Charité
November 1943–Januar 1944

Krankenanstalt Berlin-Buch und Wehrmachtuntersuchungsgefängnis
Berlin
Januar–Mai 1944

Infektionsabteilung des Reservelazaretts Potsdam
Mai–August 1944

Krankenrevier des KZ Sachsenhausen
August 1944–Januar 1945

Gestapo-Hausgefängnis Prinz-Albrecht-Straße 8
Februar–März 1945

Staatskrankenhaus der Polizei in Berlin
und KZ Sachsenhausen
März – 9. April 1945

NACHWORT

VON KLAUS VON DOHNANYI

Editorische Notiz und Dank

Ausgewählte Literatur

Personenregister

BILDTEIL

*»Aber leider ist mein Herz
oft sehr viel stärker als mein Wille«*

VORWORT VON ULLA HAHN

»Seit ein Gespräch wir sind und hören können voneinander ...«, heißt es in Hölderlins »Entwurf zur Friedensfeier«. Hans von Dohnanyis Ehe mit Christine Bonhoeffer war ein solches Gespräch. In seiner Frau hatte er einen Menschen gefunden, dem er seine geheimsten Gedanken anvertrauen konnte, oft nach Stunden der Verstellung und Heuchelei in Beruf und Nazigesellschaft. Doch mit der Verhaftung wurde dieses Gespräch unterbrochen. Nun gab es nur noch Briefe. Aber Briefe sind spärlicher Ersatz für ein Gespräch. »Hören können«, schreibt Hölderlin. Zudem wussten beide, dass nun ein Dritter mitlas. Und diesen Dritten, den Zensor, dürfen auch wir Leser nie vergessen.

Es sind meist Briefe an die geliebte Frau, Briefe als Mitteilung, aber auch als Selbstvergewisserung, stumme Gespräche zum Überleben. »Du und die Kinder«, heißt es in einem der ersten Briefe, »ihr seid mir ... wie die Luft zum Atmen ...« Wie die Luft zum Atmen: Daran lassen seine Briefe keinen Zweifel. Sie sind sein Part in einem Zwiegespräch zwischen Eheleuten, die seit ihrer Verlobung vor nahezu 25 Jahren Liebesleute geblieben waren. »Mein Herz und meine Seele, die ließ ich bei Euch!« (18. 2. 1944)

Ostern 1943, ein berauschend schönes Frühjahr, in Haft ein Mann, der das Leben mit allen Sinnen zu genießen verstand. Seine Briefe: eine Hymne an das Alltägliche, die kleinen Freuden – ein Blumenstrauß, ein paar selbstgebackene Kekse von ihr, Vogelgezwitscher im Baum vorm Gefängnisfenster. Erinnerungsbilder. Mit herzerreißender Genauigkeit werden glückliche Stunden heraufbeschworen. Über wie viel gegenwärtige Verzweiflung wird da hinweggeschrieben, sich mit Worten gerettet in vergangenes Glück.

Doch Hans von Dohnanyi schrieb sich nichts *von* der Seele: Er schrieb es sich *zu*. Schrieb die Erinnerung zu Sehnsuchtsbildern in die Seele hinein, dorthin, wo es am meisten schmerzte. Und dort lauerte die quälende Frage:

»Warum anderen Dingen des Lebens nachjagen als diesem stillen Glück, das mich voll ausfüllte! Und das der ganze Sinn meines Daseins war!« Immer wieder bittet er Christine: »Erzähle mir doch so viel wie möglich von Zuhause, auch und gerade die Kleinigkeiten, aus denen sich das Leben ja zusammensetzt.« (30. 6. 1943)

Nur, wenn wir uns immer wieder vor Augen führen, dass er in den Briefen nicht einmal andeuten konnte, was ihn sein ganzes Erwachsenenleben umtrieb, können wir das Ausmaß seiner Qualen ermessen: Von Kind auf gewohnt, Verantwortung zu übernehmen, später dann politisch zu denken und zu handeln, Widerstand zu organisieren, Verfolgten zu helfen – ist er nun zur Untätigkeit verdammt. Und während sein Schwager Dietrich Bonhoeffer auch im Gefängnis theologische Studien und Gedichte schreiben konnte, durfte Hans von Dohnanyi nun hörbar zur Politik kein vernünftiges Wort mehr sprechen.

Aber ihm blieb die Familie für das »Gespräch«. So machte er sich Sorgen um die Kinder: »... dass ich jetzt gar nicht mitplanen, gar nicht sorgen kann, dass die Dinge einfach ›geschehen‹ ohne mich, ist kaum zu ertragen.« Doch Schwermut lässt er nicht zu. Die Freude am Gedeihen der Kinder überwiegt.

Auch Pakete von zu Hause, oft von der Tochter oder den Söhnen gebracht, wurden zur wichtigen Kommunikation. Was war in diesen Paketen? »Ich habe kein Taghemd, keine Strümpfe, keine Unterhose ... wenn Du mir das Nötigste bald bringen könntest ... wäre es sehr schön, auch eine Kerze, Streichhölzer, was zu lesen.« Oder etwas zu rauchen, ein Nagelzwicker. Jeder noch so banale Gegenstand wurde ein Symbol der Verbundenheit mit dem Leben. Essbares, meist von Christine zubereitet, wurde auch Seelenspeise. Und trotz allem die Fürsorge: »Dass ihr mir ja keinen Mangel leidet! Dass ihr euch das ja nicht vom Munde abspart!«

Schon nach wenigen Wochen Haft, Ende Mai, rücken körperliche Beschwerden in den Vordergrund. Es ist eine erbliche Venenerkrankung, psychosomatisch ausgelöst; die Schmerzen in beiden Beinen werden so stark, dass er nicht mehr sitzen, kaum gehen kann – bei Temperaturen von um die vierzig Grad in der Zelle. Die Briefe an seine Frau werden kürzer, weniger, er ist zu schwach zum Schreiben. Aus der Venenentzündung wird eine

Thrombose, das rechte Bein zur Hälfte »wie ein Baumstumpf«. Schließlich bricht er zusammen. Hirnembolie. Lebensgefahr. Aus dem Wehrmachtuntersuchungsgefängnis wird er in das Reservelazarett der Charité verlegt. Hier erhält er von Ferdinand Sauerbruch persönlich erstmals eine angemessene medizinische Versorgung, und – welche Erlösung – seine Frau darf ihn dort betreuen, sogar ein Bett im Krankenzimmer aufstellen.

Doch lange währt diese Linderung nicht. Schon Ende Januar 1944 wird er, weit entfernt von einer Genesung, in die Krankenanstalt des Wehrmachtuntersuchungsgefängnisses in Berlin-Buch transportiert. Jetzt fehlen Briefe.

Seit Beginn der Haft hatte er ein in der Familie vererbtes Talent zum Zeichnen und Malen entdeckt. Immer wieder sind es Selbstporträts als Dialoge mit seinem Spiegelbild und Skizzen der Zelle, als könne er sich nur so klarmachen: Wer bin ich? Wo bin ich? Besonders beeindruckend das Selbstporträt, mit dem wir dieses Buch begonnen haben. Als könne er sich so der Gegenwart vergewissern, sie gestalten, zu bewältigen versuchen, auf dass nicht er von ihr überwältigt werde. Eine Skizze der zur Kenntlichkeit entstellten Fratze des Untersuchungsrichters Roeder wird ihm Genugtuung verschafft haben. Porträts seiner Frau, der Kinder; Skizzen des Familienhauses in Sacrow, ein Blumenstrauß – auch das sind »Briefe« aus der Haft. Briefe ohne Worte. Dramatisch ein Aquarell von Anfang Mai 1944: St. Georg im Kampf mit dem Drachen. St. Georg – symbolisches Alter Ego seiner selbst, Johann Georg von Dohnanyi – mit Schwert und geballter Faust. Ohne Rüstung. Im Vertrauen auf Gottes Beistand? Der Blick des Kämpfers richtet sich nicht auf das Untier, sondern auf eine Wolke, in der man ein Gesicht – das Gesicht Gottes? – lesen könnte. Noch war ja Dohnanyis zentrale Beteiligung an den Umsturzplänen nicht aufgedeckt, noch glaubt er selbst an einen baldigen Staatsstreich. St. Georg, aktiv, eine freie Person; in einem siegreichen Kampf.

Anfang September 1944 gehen wieder Briefe nach Sacrow – nun aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen. Strengere Auflagen, die Briefe müssen kürzer werden; ihr Inhalt ändert sich kaum. Kein Wort der Klage über die eigene Situation, nur Trauer über die Trennung, Sorge um die Liebsten.

Anders als in den Haftanstalten zuvor ist Hans von Dohnanyi in

Sachsenhausen nicht mehr völlig isoliert, er hat Zellengenossen und Mithäftlinge, mit denen er reden kann. Monate später, nun schon in fast aussichtsloser Lage, erinnert er sich in freundschaftlich-vertraulichen Gesprächen mit dem Arzt des Polizeigefängnisses (und Nazigegner) Dr. Tietze an diese Zeit. Bitter beklagte er, so Tietze nach dem Krieg an Christine, »Verständnislosigkeit und Feigheit der Besitzenden und Einflusreichen, die Dummheit der meisten Offiziere«, die alle Umsturzversuche zum Scheitern brachten. »Nur die einfachen deutschen Arbeiter und sozialistisch geschulten Parteigänger waren in der Lage, die nötigen Aktivisten zu stellen.«

Doch diese Gemeinschaft währt nicht lange. Nach dem Scheitern des Attentats auf Hitler am 20. Juli 1944 durchdringt die Gestapo alle Bereiche. Im September 1944 entdeckt man dann die den Staatsstreich vorbereitenden Papiere Dohnanyis. Vergeblich hatte er um ihre Vernichtung gebeten. Seither gilt er der Gestapo als Kopf dieser Verschwörung. Der nächste Brief kommt dann aus dem Berliner Gestapo-Gefängnis in der Prinz-Albrecht-Straße. Man ließ den halbgelähmten Mann ohne Waschwasser und WC verkommen, wollte ihn brechen. Am 25. Februar 1945 gelingt es ihm, einen Kassiber herauszuschmuggeln: »Ich war bis vor drei Tagen einem Sachbearbeiter überantwortet, der an Brutalität nichts zu wünschen übrig ließ. Er glaubte mich dadurch kleinzukriegen, dass er mich ohne jede Pflege einfach verwarlosen ließ. So ging das drei Wochen. Aber ich habe mich aufs Stinken verlassen. Das hat geholfen.« Hier erkennen wir wieder den Kämpfer. Er versank in Dreck und Gestank. Äußerlich. Sein Kampfeswillen aber blieb ungebrochen. Sogar als Kampfmittel nutzt er die Demütigung, täuscht eine zunehmende Hilflosigkeit vor, stellt sich kränker, als er ist. Warum? Er kennt den Ernst der Lage und weiß: »Zeitgewinn ist die einzige Lösung. Ich muss sehen, vernehmungsunfähig zu werden.«

Nichts hat er von seinem Scharfsinn und seinem Wagemut verloren. Bis ins Detail entwirft er Pläne zu einer neuerlichen Erkrankung – »Am besten wäre es, wenn ich eine solide Ruhr bekommen könnte« –, die ihn vor weiteren Vernehmungen schützen, womöglich erneut in ein Staatskrankenhaus führen soll. Im letzten erhaltenen Kassiber vom 8. März wird er noch deutlicher: »Ich *will* mich ja wehren, aber es gibt kein anderes Mittel mehr als die baldige neue

Erkrankung; denn sie haben alles, aber auch alles in der Hand.«

Doch es geht nicht nur um Überlebensstrategien. Längst ist ihm bewusst, dass jeder Brief, jeder Tag der letzte sein kann. Endlich, nach zwei Jahren der Tarnung und Verstellung, spricht er sich gegenüber der geliebten Frau auch im Brief offen aus, selbst auf die Gefahr hin, sie damit zu belasten. »Du hast ein starkes Herz«, schreibt er, »und Du wirst, denke ich, lieber *mit* mir als *neben* mir leben wollen.« Das Geheimnis einer guten Ehe!

Und immer wieder treibt ihn die Frage um: warum das private Glück nicht ausreichte, warum er den gefährlichen Kampf gegen das verbrecherische Regime aufgenommen hatte. »Mit dem, was Du mir bist und die Kinder und was ich *äußerlich* [Hervorhebung UH] erreicht hatte, hätte ich doch der glücklichste Mensch unter Gottes Sonne sein können. Wozu dieses Sich-Beschäftigen mit den Dingen der Allgemeinheit ...«

Äußerlich ist das Stichwort. »Ich bin am Leben – auch innerlich«, schreibt er an anderer Stelle. Er ist eben *nicht* in seiner beruflichen Tätigkeit aufgegangen – ein bezeichnendes Verb! – und konnte sich auch *nicht* mit einem Familienidyll zufriedengeben. Was drängte ihn zur gefährlichen Tat? Der christliche Glaube? »Die große Kunst christlichen Lebens«, heißt es in einem seiner ersten Briefe, «scheint mir in dem Sichergeben in Gottes Willen zu liegen, ohne dabei den eigenen Willen aufzugeben, ohne wunschlos zu werden, ohne die Kraft der Leidenschaft zu verlieren. Was soll werden, wenn das Herz nicht mehr schmerzt, wenn die Seele farblos wird, wenn das innere Gefühl nicht mehr ausreicht, das Glück der Freiheit auszumalen, wenn es keine Traurigkeit mehr gibt?» (12. 5. 1943)

Nein, »farblos« geworden ist seine Seele gewiss nicht. Und sicher ist, dass er bis zuletzt wusste: »Und vor allem: So lange wir noch handeln können, *müssen wir handeln*.«

Am 6. April 1945 wird er aus dem Staatskrankenhaus zurück in das KZ Sachsenhausen gebracht. Drei Tage später trägt man ihn nach einer juristischen Farce auf der Bahre unter den Galgen.

Ob Hans von Dohnanyi sich die bohrende Frage »wozu?« am Ende hat beantworten können? Ob er im Vertrauen auf Gott gestorben ist? Wir wissen es nicht. Doch auf diese Frage eine Antwort zu finden, ist die Herausforderung

der Nachgeborenen.

Denn es genügt nicht zu *wissen*: Daten, Fakten, Einzelheiten. Versuchen zu *fühlen* sollten wir, fühlen, was ein einzelner einsamer Mensch fühlte, wenn er den Händen mechanischer Befehlsempfänger ausgeliefert war, die »nur ihre Pflicht taten«, oft mit grausamer Lust. Jedoch: Ein solches Fühlen, Sich-Hineinversetzen kann uns nicht gelingen. Es wäre auch nicht auszuhalten, unser Gehirn sträubt sich mit seinem Überlebenswillen dagegen. Und doch müssen wir es versuchen. Weil nämlich erst dann die berühmte Frage: Was hätte ich getan, damals im »Dritten Reich«, sehr viel zögerlicher, bescheidener, demütiger beantwortet würde als leider von vielen Nachgeborenen heute. Allzu leichtfertig wird oft dem Volk das Urteil gesprochen, weil nur wenige diesen Mut zum Widerstand hatten. Aber wer hätte denn diesen Mut heute, den Mut, sein Leben aufs Spiel zu setzen – nicht nur das seine, auch das seiner Familie und seiner Freunde? Warum so handeln, wie Hans von Dohnanyi es tat, warum diese Kraft aufwenden, um das Böse zu bekämpfen, wenn es doch so viel näherliegt, sich selbst zu retten für das Leben heute?

Es ist die Frage nach einer Kraft, die bereit ist, die eigene Niederlage für eine gemeinsame Hoffnung der Menschheit auf sich zu nehmen. Hans von Dohnanyi war überzeugt, dass das, wozu wir unsere Gesellschaft machen, identisch sein muss mit dem, wozu wir uns selbst machen in dieser Gemeinschaft. Gewiss, da war der Abscheu vor den Nazis, vor deren Unmenschlichkeit. Aber ich meine, dass die wahre Wurzel seines Handelns dieses menschliche und zwischenmenschliche Band war, für das es seit alters her das große Wort gibt: Liebe. Es war dieses Band, das ihn seine jüdischen Freunde retten und seine Entschlossenheit reifen ließ, dem Terror ein Ende zu bereiten.

Hans von Dohnanyi war ein Mann, der lieben konnte. Nicht allein seine Frau, die Kinder, Familie, Freunde, Natur und Musik. Der Mensch ist eben immer auch ein soziales Wesen. Und Hans von Dohnanyi war nicht nur Familie und Freunden zugetan, seine Sorge galt nicht allein ihrem Wohlergehen, ihrer Zukunft. Seine Liebe reichte weit darüber hinaus. Er war ein Mensch, der in hohem Maße diese entschiedene Leidenschaft zur Tat besaß, zur Tat aus Liebe, die dem Menschen, der Menschheit, eine Zukunft

öffnet. Jede Entscheidung, die er im Widerstand traf, war eine Entscheidung, hinauszugehen über sich selbst, zu seinen Mitmenschen. Damit sich uns von neuem der morgige Tag erschließt. Nicht damit es einfach weitergeht, sondern damit unsere Welt menschlicher und erst dadurch des Menschen würdig wird.

Ein so aus leidenschaftlicher Liebe gefasster Entschluss zur Tat wird durch die Furcht vor dem Tod nicht aufgehalten. Dieser vorbehaltlose Einsatz des eigenen Ich zugunsten des Mitmenschen: ein wahrhaft christlicher Weg.

Für Hans von Dohnanyi war der Tod das Ende seiner irdischen Hoffnungen. Doch durch sein Leben ist er zur Hoffnung geworden für andere, für uns. Und, bei allem Elend, das sich hinter den Zeilen dieser Briefe verbirgt: Diese Briefe sind das Hohelied der Liebe. Nicht nur für seine Frau, nicht nur für Familie und Freunde, vielmehr für jeden, der mit den Augen der Menschenliebe diese Briefe zu lesen weiß.

Wer sie liest, sollte sich fragen: Wofür würde ich mein Leben einsetzen? Was ist in meinem Leben die Hauptsache? Wie glücklich dürfen wir Nachgeborenen uns preisen, dass wir uns diesen Fragen in dieser Radikalität nie stellen mussten. Auch dafür ist Hans von Dohnanyi, sind Menschen wie er gestorben.

Wie schön er dann wird in unseren Augen, dieser gequälte, gedemütigte Mann. Wie triumphal erscheint er auch in seiner irdischen Niederlage, die doch nur eine des Fleisches war, aber zu keiner Zeit eine des Geistes und der Seele. Zu keiner Zeit. Auch nicht zur irdischen Zeit, der Zeit seiner Tapferkeit. Doch seine Schönheit und Wahrheit gehören auch einer Zeit über unsere irdische Zeit hinaus. Einer Zeit, die überall erfahrbar wird, wo Menschen handeln in der Nachfolge dessen, der am Kreuz gestorben ist. Für uns. Für das, was in uns unzerstörbar ist und das allein uns den Ehrentitel ›Mensch‹ gewähren kann. So hat es denn auch Yad Vashem gesehen: Hans von Dohnanyi: »Ein Gerechter unter den Völkern«.

*»... der zwangsläufige Gang
eines anständigen Menschen«*

Hans von Dohnanyi:

Verschwörer gegen Hitler und Helfer der Verfolgten

EINLEITUNG VON WINFRIED MEYER

Als am 5. April 1943 Hans von Dohnanyi an seinem Arbeitsplatz verhaftet und zugleich sein Vorgesetzter im militärischen Nachrichtendienst Hans Oster seines Amtes enthoben wurde, verlor der auf einen Sturz Hitlers hinarbeitende Widerstand in den Reihen des Militärs seinen »Mittelpunkt« und »nahezu alles, was er an innerem Zusammenhalt besaß« (Joachim Fest). Dabei war Hans von Dohnanyi nach dem Urteil seiner Frau kein »geborener Revolutionär«. Es waren tiefe politische Überzeugung und – in seinen eigenen Worten – »einfach der zwangsläufige Gang eines anständigen Menschen«, die ihn zu einer der zentralen Persönlichkeiten in den Bestrebungen militärischer und ziviler Oppositionskreise zum Sturz Hitlers und seines Regimes werden ließen.

Johann Georg (Hans) von Dohnanyi wurde am 1. Januar 1902 in Wien als Sohn des ungarischen Pianisten und Komponisten Ernst von Dohnányi und Elisabeth von Dohnányi geb. Kunwald, geboren. Seine Kindheit und Jugend verlebte er mit den Eltern und seiner jüngeren Schwester Grete im Villenviertel Grunewald im Westen von Berlin, wo sein Vater 1905 eine Professur an der Musikhochschule übernommen hatte. Nach der Trennung seiner Eltern bezog seine Mutter mit den Kindern eine kleine Wohnung am Rande des Grunewalds, und Hans musste mit Nachhilfeunterricht zum Familienbudget beitragen. Als Schüler des liberalen Grunewald-Gymnasiums schloss er Freundschaften unter anderem mit Gerhard Leibholz, dem protestantisch getauften Sohn eines Fabrikanten jüdischer Herkunft, mit Justus, dem Sohn

des Historikers Hans Delbrück, und mit den älteren der acht Kinder des Professors Karl Bonhoeffer. Das fünfte der Bonhoeffer-Kinder, Christine (geboren 1903), besuchte ebenfalls das Grunewald-Gymnasium, denn nur ein Jungengymnasium bot die Möglichkeit einer humanistischen Ausbildung. Im September 1921 verlobten sich der 19-jährige Hans, der inzwischen Student war, und die 17-jährige Schülerin.

Hans von Dohnanyi hatte nach dem Abitur 1920 ein Studium der Rechtswissenschaften an der Berliner Universität aufgenommen, das er durch gelegentliche Zeitungsartikel und die Mitarbeit an der Aktenedition des Auswärtigen Amtes »Die Große Politik der Europäischen Kabinette 1871–1914« finanzierte. Nachdem im Juli 1924 die Verlobung offiziell wurde, brach Christine Bonhoeffer ihr Studium der Zoologie (Berlin, Heidelberg, Tübingen) ab. Aus der im Februar 1925 geschlossenen Ehe gingen die Kinder Barbara (1926), Klaus (1928) und Christoph (1929) hervor.

Die Familie lebte nun in Hamburg, wo Hans von Dohnanyi schon im August 1924 eine Stelle als Assistent am Institut für Auswärtige Politik angetreten hatte, das sich als »Schule der Außenpolitik« die Aufarbeitung der Ursachen des Ersten Weltkriegs und der Versailler Friedensverträge zum Ziel gesetzt hatte. Neben der Arbeit am Institut promovierte er, absolvierte sein Referendariat im Hamburger Justizdienst und legte 1928 die große Staatsprüfung ab.

Anfang 1929 übernahm Dohnanyi, ein überzeugter Anhänger der Weimarer Republik, die Stellung eines persönlichen Referenten des Reichsjustizministers Erich Koch-Weser. Nachdem er im Frühjahr 1932 als Staatsanwalt in den hamburgischen Justizdienst zurückgekehrt war, wurde Dohnanyi Anfang Februar 1933 als juristischer Hilfsarbeiter an das Reichsgericht in Leipzig abgeordnet, wo er die Klage Preußens gegen das Reich wegen der Absetzung der preußischen Regierung am 20. Juli 1932 zu bearbeiten hatte.

Franz Gürtner, der aus der Bayerischen Mittelpartei stammende Justizminister, der für die Deutschnationalen dem Kabinett Hitler angehörte, berief ihn im Sommer 1933 zur Mitarbeit an der seit langem geplanten Reform des Straf- und Strafprozessrechts in das Reichsjustizministerium und ernannte ihn, nach der Beförderung zum Oberregierungsrat im Herbst 1934,

zum Leiter des Ministerbüros. Bald verband den Minister und seinen engsten Mitarbeiter sowie deren Familien auch eine persönliche Freundschaft. Trotzdem betrachteten die Dohnanyis Franz Gürtner, der durch vorausseilende Anpassung an NS-Normen der Justiz einen Rest von Unabhängigkeit zu bewahren versuchte, als eine »im wahrsten Sinne tragische Gestalt, die dazu bestimmt war, das Grab des deutschen Rechts zu graben«.

Wie Dohnanyi als Mitglied der Kommissionen zur Reform des Straf- und Strafprozessrechts den Verfechtern eines nationalsozialistischen Strafrechts durch Hinweise auf rechtliche Probleme und Konsequenzen entgegenzuwirken versuchte, bemühte er sich auch als Leiter des Ministerbüros, mit fachlichen Argumenten die von Nationalsozialisten innerhalb und außerhalb des Ministeriums betriebene Politisierung der Justiz zu begrenzen. Das von ihm geführte Diensttagebuch des Reichsjustizministers, mit dem Material zur Abwehr von Eingriffen von NS-Stellen in die Kompetenzen der Justiz gesammelt wurde, entwickelte sich durch die Dokumentation von Rechtsbrüchen des Regimes – wie etwa die Morde in den Konzentrationslagern und die offizielle Duldung krimineller Delikte von Nationalsozialisten – zu einer Chronik des sich verfestigenden Terrorstaates.

Nachdem mit der nachträglichen Legalisierung der SS-Mordaktionen beim sogenannten »Röhm-Putsch« vom Sommer 1934 alle Relikte rechtsstaatlicher Prinzipien außer Kraft gesetzt worden waren, hielt Dohnanyi 1935 eine weitere Tätigkeit im Justizministerium nicht mehr für vertretbar und wollte einen Ruf an die Universität Leipzig annehmen. Auf ausdrückliche Bitte Gürtners blieb er aber im Ministerium, auch weil er nur so einzelnen Verfolgten und der Bekennenden Kirche mit Rat und Tat behilflich sein konnte.

Im Zuge der Bemühungen um die Rehabilitierung des mit infamen Anschuldigungen von Seiten der NSDAP zum Rücktritt gezwungenen Generalstabschefs des Heeres Werner von Fritsch lernte Dohnanyi 1938 mit Oberst Hans Oster und Admiral Wilhelm Canaris die führenden Persönlichkeiten einer sich formierenden militärischen Opposition kennen. In der Sudetenkrise des Spätsommers 1938 war er dann auch an Vorbereitungen für einen »Generalstreik der Generale« unter Führung von Generaloberst

Ludwig Beck beteiligt, mit dem der von Hitler geplante Überfall auf die Tschechoslowakei verhindert werden sollte. Beck war zuvor aus Protest gegen Hitlers Kriegspläne als Generalstabschef des Heeres zurückgetreten und wurde nun zur unumstrittenen Führungsfigur der Militäropposition. Nachdem sich die britische Regierung aber zur Erhaltung des »Friedens in unserer Zeit« im Münchner Abkommen mit Hitler arrangiert hatte, war dem Staatsstreich die Grundlage entzogen. Dohnanyi war von der Haltung der Westmächte zutiefst enttäuscht, so dass er sich und seiner Frau immer wieder die Frage stellte: »Wann werden die andern endlich sehen, mit wem sie sich einlassen, und ihn auf den Kopf schlagen, ehe er die Welt in den Abgrund reißt?«

Nicht erst durch seine Tätigkeit als juristischer Gutachter im Fritsch-Verfahren hatte sich das Nichtparteimitglied Dohnanyi den Unmut von Parteistellen und Nationalsozialisten im Ministerium zugezogen. Seine Widersacher waren vor allem der Staatssekretär Roland Freisler und der Generalreferent für politische Strafsachen, Oberstaatsanwalt Herbert Klemm, dessen Gesetzesinitiative zur Zwangsscheidung von »Mischehen« zwischen Juden und Nichtjuden Dohnanyi hatte scheitern lassen. Ein für die NSDAP-Parteizentrale bestimmtes Gutachten bescheinigte folglich Dohnanyi, »kein Verständnis für die Rassengesetzgebung des Dritten Reiches, der er innerlich ablehnend gegenübersteht«, zu haben, und erklärte es für ausgeschlossen, »dass von ihm jemals ein mannhaftes, rückhaltloses Eintreten für den nationalsozialistischen Staat erwartet werden kann«. Zusammenfassend wurde die »ganz grundsätzliche Frage« gestellt, ob »der engste und nächste Berater eines Ministers im Dritten Reich ein Judenstämmling« sein dürfe.

Tatsächlich hatte Hans von Dohnanyi den vom Berufsbeamtengesetz geforderten »Ariernachweis« bei mehreren Abstammungsüberprüfungen seit 1933 nicht erbringen können, da die Konfessionszugehörigkeit seines Großvaters mütterlicherseits, Anton Kunwald, dessen Eltern der mosaischen Religionsgemeinschaft angehört hatten, unklar war. Allerdings gab es seit langem Gerüchte über eine uneheliche, »arische« Geburt Anton Kunwalds, wofür auch angebliche Abstammungsnachweise aus dem Haus Habsburg herangezogen wurden. Unter Hinweis auf diese Gerüchte hatte Gürtner im Oktober 1936 eine Entscheidung Hitlers herbeigeführt, dass Dohnanyi »wegen

seiner Abstammung keine Nachteile haben« sollte.

Als die NSDAP-Parteizentrale 1938 dennoch immer vehementer seine Entfernung aus dem Reichsjustizministerium forderte, konnte Gürtner ihn nicht länger halten, setzte aber im September 1938 Dohnanyis Beförderung zum Reichsgerichtsrat und seine Versetzung an das Reichsgericht in Leipzig durch. Dort wurde Dohnanyi, als bis dahin jüngster Reichsgerichtsrat, dem 3. Strafsenat unter Vorsitz des Reichsgerichtspräsidenten Erwin Bumke zugeteilt. Jetzt hatte er mehr Zeit für seine Familie und einen kleinen Kreis oppositionell eingestellter juristischer Freunde. Häufige Besuche in Berlin und eine von ihm seit 1935 regelmäßig an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin angebotene Lehrveranstaltung ermöglichten es ihm, die Verbindungen zu den wichtigsten Vertretern der Militäropposition um Oster aufrechtzuerhalten. Diese wollten ihn im Kriegsfall heranziehen.

Am 25. August 1939 wurde Dohnanyi dann zum von Wilhelm Canaris geleiteten Amt Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht einberufen. Von März 1940 an bestand seine offizielle Aufgabe in dem für ihn geschaffenen Referat ZB in der Sichtung und Aufbereitung der eingehenden außen- und militärpolitischen Nachrichten für Oster und Canaris. Aber Dohnanyis Stellung in der Zentrale des Nachrichtendienstes der Wehrmacht diente in Wirklichkeit der Tarnung von Vorbereitungen eines möglichen, von der Heeresführung getragenen Staatsstreiches. In Zusammenarbeit mit Hans Oster und in Abstimmung mit Ludwig Beck entwarf er denkbare Abläufe eines Staatsstreichs und Proklamationen einer zukünftigen provisorischen Regierung. Als Mitarbeiter war ihm zunächst der nationalsozialistische Dissident Reinhard Spitzzy zugeordnet, der im Frühsommer 1941 durch Hauptmann Karl Ludwig von und zu Guttenberg abgelöst wurde. Ende 1941 konnte Dohnanyi auch seinen Jugendfreund Justus Delbrück in sein Referat versetzen lassen.

Hans von Dohnanyi verstand sich allerdings trotz seiner Stellung in einer militärischen Behörde immer als »Zivilist«, sah viele der führenden Militärs sehr kritisch und beurteilte ihre Bereitschaft und Fähigkeit zum Sturz Hitlers zunehmend skeptisch. Folglich bemühte er sich um eine Verstärkung der zivilen Komponente der Anti-Hitler-Verschwörung. Im Winter 1939/40 gelang es, über seinen Schwager Klaus Bonhoeffer und Otto John eine

Verbindung zwischen dem Gewerkschafter Wilhelm Leuschner und Ludwig Beck, dem Repräsentanten der Militäropposition, herzustellen.

Um zögerliche Heerführer von der Notwendigkeit eines Staatsstreichs zu überzeugen und diesen später politisch und rechtlich legitimieren zu können, vervollständigte Dohnanyi seine Dokumentation von NS-Verbrechen. Den Grundstock der Sammlung bildeten Abschriften aus dem Diensttagebuch des Reichsjustizministers, Urteile des Reichsgerichts in »Rassenschande«-Fällen, die heimlichen Befehle zum Novemberpogrom 1938 oder Filmaufnahmen von Ausschreitungen. Später kamen Berichte über Mordaktionen in den besetzten Gebieten, insbesondere Polens und der Sowjetunion, hinzu.

Gleichfalls mit dem Ziel, die Militärs für einen Staatsstreich zu gewinnen, bemühte sich in Dohnanyis Auftrag im Winter 1939/40 der Münchner Rechtsanwalt Josef Müller, mit einem offiziellen Status als Mitarbeiter der Abwehr ausgestattet, über den Vatikan in Rom von der britischen Regierung verbindliche Zusagen über die Friedensbedingungen für eine neue deutsche Regierung nach dem Sturz Hitlers zu erhalten, die durch den Übermittlungsweg vom Papst gewissermaßen verbürgt wurden. Die Ergebnisse seiner Verhandlungen mussten allerdings von Dohnanyi in seinem Bericht über diese »römischen Gespräche« des als »X« bezeichneten Vertrauensmannes geschönt werden. Der »X-Bericht« sowie ein ebenfalls von Dohnanyi verfasstes Memorandum über die Schlussfolgerungen daraus wurden Anfang April 1940 über mehrere Mittelsmänner dem Oberbefehlshaber des Heeres Walther von Brauchitsch vorgelegt, der sich aber bereits auf die Durchführung der von Hitler befohlenen Offensiven im Norden und Westen festgelegt hatte. Um die Glaubwürdigkeit der Opposition zu bewahren, ließ Dohnanyi in Übereinstimmung mit Beck und Oster durch Müller über den Vatikan die britische Regierung und die Regierungen Belgiens und der Niederlande über den bevorstehenden deutschen Angriff im Westen informieren.

Bei eigenen Reisen nach Rom, die er manchmal auch in Begleitung seiner Frau unternahm, versuchte Dohnanyi die Verbindungen zum Vatikan nicht abreißen zu lassen. Zusätzliche indirekte Kommunikationskanäle zur britischen Regierung erschlossen später in seinem Auftrag bei abwehrdienstlich begründeten Reisen vor allem in die Schweiz und nach Schweden auch sein

Schwager Dietrich Bonhoeffer sowie die Theologen Eugen Gerstenmaier und Hans Schönfeld. Bonhoeffer, der zunächst zum Schutz vor einer Einberufung als V-Mann des Amtes Ausland/Abwehr verpflichtet worden war, wurde für Hans von Dohnanyi und Oster überhaupt zu einem wichtigen Gesprächspartner, vor allem in ethischen Fragen des Tyrannenmordes.

Wie schon im Reichsjustizministerium setzte sich Hans von Dohnanyi im Amt Ausland/Abwehr für Verfolgte des NS-Regimes ein. In einer von ihm konzipierten und mit Rückendeckung seiner Vorgesetzten Oster und Canaris organisierten Rettungsaktion unter der amtsinternen Tarnbezeichnung »Unternehmen Sieben« konnte Dohnanyi 1942 nach monatelangen Vorbereitungen einer Gruppe von vierzehn verfolgten Juden die Ausreise in die Schweiz mit der vorgeschobenen Begründung ermöglichen, dass diese für einen Spionageeinsatz gegen die USA vorgesehen seien. Da die schweizerischen Behörden die vermeintlichen V-Leute aber nur nach der Hinterlegung von Kauttionen hatten einreisen lassen wollen, musste Dohnanyi auch dafür sorgen, dass den Flüchtlingen aus einem von Hans Oster für Staatsstreichzwecke angelegten geheimen Devisendepot des Amtes Ausland /Abwehr in der Schweiz ein höherer Dollarbetrag zur Verfügung gestellt wurde. Die einem der Geretteten, dem Rechtsanwalt Julius Fliess, im Ersten Weltkrieg verliehenen Orden sind übrigens heute im Jüdischen Museum in Berlin zu sehen.

Als im Januar 1941 Justizminister Franz Gürtner verstarb, wollte Dohnanyi seine formal noch immer bestehende Zugehörigkeit zur Justiz lösen und nahm im Sommer 1941 das Angebot der Rheinisch-Westfälischen Boden-Credit-Bank aus Köln an, in deren Vorstand einzutreten. Am 7. November 1941 wurde er auf eigenen Antrag aus dem Justizdienst entlassen. Im Hinblick auf diesen Vorstandsposten hatte Dohnanyi schon im August 1941 das Haus in Sacrow bei Potsdam erworben und für den Hauskauf auf Drängen des Oster-Freundes Otto Hübener, Mitinhaber der Versicherungsagentur Jauch & Hübener, bei diesem einen Kredit aufgenommen.

Während in den Jahren 1940 und 1941 auch viele Regimekritiker vor allem aus dem Militär im Banne der militärischen Erfolge Hitlers standen, hielt Dohnanyi dessen Beseitigung als Initialzündung für einen Umsturz für unverzichtbar. Über Nikolaus von Halem verpflichtete er deswegen für ein

Attentat auf Hitler den gerade aus dem KZ entlassenen ehemaligen Freikorps-Hauptmann Josef »Beppo« Römer. Dieser aber nutzte seine neu gewonnene Bewegungsfreiheit stattdessen zur Aktivierung kommunistischer und nationalbolschewistischer Untergrundgruppen. Zu einer realistischen Option wurde ein Staatsstreich gegen Hitler erst wieder, als sich nach dem Überfall auf die Sowjetunion im Generalstab der Heeresgruppe Mitte eine Gruppe jüngerer regimekritischer Offiziere um Henning von Tresckow herausbildete, die über Fabian von Schlabrendorff die Verbindung zur Verschwörergruppe im Amt Ausland/Abwehr herstellen konnte. Nachdem Tresckows Bemühungen gescheitert waren, die Befehlshaber des Ostheeres für einen Sturz des Diktators zu gewinnen, war seine Gruppe bereit, Hitler im März 1943 anlässlich eines Besuchs bei der Heeresgruppe Mitte zu töten.

Am 7. März 1943 flog Dohnanyi daher mit Canaris und Erwin Lahousen, dem Chef der Abwehr-Abteilung II, unter dem Vorwand einer Besprechung mit den Abwehr-Offizieren der Heeresgruppe nach Smolensk, um letzte Verabredungen mit Tresckow über die in Berlin und bei der Heeresgruppe notwendigen Schritte zu treffen und Tresckow mit hochwirksamem Sprengstoff aus den Arsenalen der Abwehr-Abteilung II zu versorgen. Doch der Anschlag vom 13. März 1943 scheiterte wegen eines ungeeigneten Zünders ebenso wie ein weiterer Versuch, bei dem sich Rudolf-Christoph von Gersdorff anlässlich eines Besuchs Hitlers zum »Heldengedenktag« am 21. März 1943 im Berliner Zeughaus gemeinsam mit dem Diktator in die Luft sprengen wollte.

Gefahr drohte aber nun der Gruppe Oster/Dohnanyi von anderer Seite. Der Brauerei-Unternehmer und portugiesische Honorarkonsul Wilhelm Schmidhuber war nicht nur der sogenannte V-Mann-Führer Dietrich Bonhoeffers, sondern er war von Dohnanyi auch als Kurier zum Vatikan und als Überbringer von Hilfslieferungen in Judenlager eingesetzt worden. Im Spätsommer 1942 waren Schmidhuber und Hauptmann Heinz Ickrath (sein militärischer Vorgesetzter in der Luftwaffe und im Zivilleben sein Angestellter) als Hintermänner von Devisenschiebungen aufgefliegen. Schmidhuber floh nach Südtirol, und als seine Devisenschiebungen nicht, wie er sich erhofft hatte, von der Berliner Abwehr-Zentrale gedeckt wurden, verriet er in dem gegen ihn eröffneten Ermittlungsverfahren des Luftwaffengerichts München

die Kollegen in Berlin: Er behauptete, die Devisengewinne für Geschenke in astronomischer Höhe an Josef Müller, Hans von Dohnanyi und andere Abwehr-Offiziere verwendet zu haben, bezichtigte seinen V-Mann Dietrich Bonhoeffer des verbotenen »innenpolitischen Nachrichtendienstes« und berichtete über die von Müller und Dohnanyi im Auftrag einer »Generalsclique« in Rom geführten Verhandlungen mit dem Feind, die Bildung eines Devisenfonds für »besondere politische Zwecke« durch Oster und Dohnanyi und über von Dohnanyi veranlasste Hilfsaktionen für Juden: das »Unternehmen Sieben«.

Den Hintergründen des »Unternehmens Sieben« hatten schon vorher regimetreue und Dohnanyi feindlich gesinnte Abwehr-Offiziere nachgespürt, die ihre Erkenntnisse nun in die Münchner Ermittlungen einfließen ließen und behaupteten, »Dohnanyi stehe im englischen Nachrichtendienst als Spion und habe Juden gegen Geld über die Grenze geschoben«. Diese Abwehr-Offiziere hatten schon früh den Oberstkriegsgerichtsrat Manfred Roeder in die laufenden Ermittlungen einbezogen, der als Richter des für Sonderfälle zuständigen Berliner Luftwaffengerichts das Verfahren gegen die Luftwaffenoffiziere Schmidhuber und Ickrath für sich reklamierte, weil es mit den Anschuldigungen gegen Dohnanyi eine über München hinausreichende Bedeutung bekommen hatte. Nachdem Wilhelm Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW), die Vorgehensweise mit SS-Chef Heinrich Himmler abgestimmt hatte, wurde ein Ermittlungsverfahren des für Hoch- und Landesverratsachen zuständigen Reichskriegsgerichts gegen Hans von Dohnanyi, Dietrich Bonhoeffer und Josef Müller eingeleitet, das wegen des beim »Unternehmen Sieben« angezapften geheimen Devisendepots in der Schweiz die Bezeichnung »Depositenkasse« erhielt.

Zum Untersuchungsführer in diesem Verfahren wurde am 3. April 1943 ausgerechnet Manfred Roeder ernannt, weil man in der Rechtsabteilung des OKW und beim Reichskriegsgericht davon ausging, dass dieser dem Reichssicherheitshauptamt genehm sei. Roeder war als scharfer und rücksichtsloser Anklagevertreter bekannt, dem sogar nach Meinung eines Kollegen nicht nur »Begabung und juristisches Wissen«, sondern auch das »normale Gefühl für das Leiden anderer Menschen« abgingen. Er hatte als

Anklagevertreter in den Verfahren gegen Angehörige der im Gestapo-Jargon als »Rote Kapelle« bezeichneten Freundes- und Widerstandskreise gerade 46 Todesurteile durchgesetzt und hoffte auf einen weiteren spektakulären Fall. Um das Reichssicherheitshauptamt über die Ermittlungen auf dem Laufenden zu halten, wurden ihm als Hilfsbeamte die Kommissare Walter Möller und Franz Xaver Sonderegger von der Gestapo-Spionageabwehr zugeteilt. Diese hatten schon Schmidhuber und Ickrath vernommen und sollten bei der Gestapo gesammeltes zusätzliches Belastungsmaterial gegen die Abwehr in die Ermittlungen einführen.

Oster und Dohnanyi waren sich der Gefahr bewusst. Aber noch am 4. April 1943 hatte Rudolf Lehmann, der Chef der OKW-Rechtsabteilung, Canaris versichert, dass mit einer Festnahme Dohnanyis in den folgenden Tagen nicht zu rechnen sei. So waren die Betroffenen überrascht, als am Vormittag des 5. April Roeder und Sonderegger in der Abwehr-Zentrale am Berliner Tirpitzufer erschienen. Bei der Durchsuchung seiner Diensträume versuchte Dohnanyi, Osters Aufmerksamkeit auf einen Zettel mit einer Sprachregelung für eine geplante Rom-Reise Dietrich Bonhoeffers zu lenken, damit dieser das Papier von dem anwesenden Canaris als amtlich bestätigen lasse. Oster, der Dohnanyis Wink missverstanden hatte, versuchte aber, den Zettel verschwinden zu lassen, was jedoch von Sonderegger bemerkt wurde. Noch am gleichen Tage setzte Roeder mit einer Dienstaufsichtsbeschwerde durch, dass Oster wegen des Verdachts der Begünstigung von seinem Amt suspendiert, unter Hausarrest gestellt und wenig später aus dem Amt Ausland/Abwehr zur sogenannten »Führerreserve« versetzt wurde. Neben den Unterlagen für die Rom-Reise Bonhoeffers beschlagnahmte Roeder in Dohnanyis Dienstzimmer Akten über die von Dohnanyi veranlasste Unabkömmlichstellung (Uk-Stellung) des Österreichers Paul Struzl, der als V-Mann verpflichtet werden sollte, sowie eine Akte zum »Unternehmen Sieben«, die vor allem Vorgänge zur finanziellen Versorgung der angeblichen V-Leute in ihrem schweizerischen Exil enthielt.

Am Vormittag dieses 5. April wurden wegen des Verdachts auf Hoch- und Landesverrat in ihrem Haus in Sacrow ebenfalls Christine von Dohnanyi und im Haus seiner Eltern Dietrich Bonhoeffer festgenommen. Gleichzeitig

verhaftete in München Oberkriegsgerichtsrat Hermann Noack im Auftrage Roeders auch Josef Müller und seine Frau Maria, die beide wenig später in Berliner Gefängnisse überführt wurden.

Hans von Dohnanyi wurde in eine etwa sieben Quadratmeter große Zelle des Wehrmachtuntersuchungsgefängnisses in der Lehrter Straße 61 in Berlin-Moabit eingewiesen. Das 1898 errichtete Gebäude diente seit der Wiedereinführung der Militärgerichtsbarkeit 1935 als Untersuchungsgefängnis für Offiziere und Wehrmachtsbeamte. Sowohl Dohnanyi wie auch Josef Müller und der etwas später inhaftierte Randolph von Breidbach waren dort nicht unter ihren Namen, sondern mit den Buchstaben X, Y und Z registriert, wobei die Kennzeichnung des am frühesten eingelieferten Dohnanyi das X gewesen sein dürfte. Vor der Einlieferung Hans von Dohnanyis und Josef Müllers waren die Offiziere und Unteroffiziere des Gefängnisses bei einem Appell darauf hingewiesen worden, dass sie mit ihrem »Kopf dafür hafteten, dass zwischen den Personen keinerlei Verbindung zustande käme«. Da es sich um Häftlinge in einer »heiklen Sache« handele, seien sie streng isoliert zu halten und müssten beim Hofgang immer von einem Offizier begleitet werden.

Bei seinen ersten Hofgängen wurde Hans von Dohnanyi vom Gefängniskommandanten, Oberstleutnant Rudolf Maaß, persönlich begleitet. Maaß, der sehr musikalisch war und als Schauspieler, Autoverkäufer und Immobilienverwalter gearbeitet sowie nebenbei Rechtswissenschaften und Philosophie studiert hatte, leitete das Wehrmachtuntersuchungsgefängnis seit 1937, und das mit so viel Menschenkenntnis und Engagement für seine Gefangenen, dass ihm der Berliner Stadtkommandant wiederholt »großes psychologisches Verständnis, Takt und Energie« bescheinigte und ihn als »de[n] richtige[n] Mann am richtigen Platz« charakterisierte. Der hochgebildete NS-Gegner Maaß freundete sich mit dem Häftling Dohnanyi an und verbrachte viele Abende mit Gesprächen in dessen Zelle. Außerdem erleichterte er ihm seine Haft, indem er zum Beispiel Dohnanyi die für diesen wichtige Raucherlaubnis erteilte und Nachrichten zwischen dem Häftling und dessen Familie und Freunden beförderte. In seinen auf den beiden Seiten eines Briefumschlages notierten stichwortartigen Tageszusammenfassungen trug Dohnanyi deswegen an drei Tagen seiner ersten Haftwoche ein: »Allein, wenn

d[er] Kommandant nicht wäre«.

Eng im Rahmen der Vorschriften verhielt sich dagegen der Adjutant des Kommandanten, Oberleutnant Hermann Schmäing, ein höherer Strafvollzugsbeamter, der vor seiner Versetzung zum Wehrmachtuntersuchungsgefängnis den Arbeitseinsatz der Häftlinge eines Zuchthauses im besetzten Polen geleitet hatte. Von der »enormen Robustheit« Josef Müllers beeindruckt, leistete Schmäing diesem zwar »unschätzbare Dienste«, zeigte aber als Begleiter bei Hofgängen Dohnanyis wenig Verständnis für dessen Klagen über die Methoden des Untersuchungsführers Roeder und verhinderte später auch ein Zusammentreffen Dohnanyis mit dessen auf dem Flur des Gefängnisses wartenden Ehefrau, »da dieses unzulässig war«.

Unterstützung fanden Hans von Dohnanyi und auch Josef Müller aber bei dem Unteroffizier Herbert Milkau, der gerade ein kriegsgerichtliches Verfahren glimpflich überstanden hatte, weil er und seine Frau Gertrud Nachrichten und Lebensmittel zwischen Häftlingen und deren Angehörigen weitergereicht hatten. Ehemalige Häftlinge bescheinigten dem Katholiken Milkau später ein »wirklich vorbildliches und menschliches Verhalten«, weswegen Milkau und seine Frau vom Berliner Senat als »Unbesungene Helden« geehrt wurden. Milkau beförderte nicht nur Kassiber zwischen Müller und Dohnanyi, sondern schloss beide auch gelegentlich für Stunden in Dohnanyis Zelle zusammen, so dass dieser jederzeit über die Inhalte der Vernehmungen Josef Müllers informiert war, diesen bei Bedarf befragen und Müllers Angaben an seine Angehörigen und Freunde übermitteln konnte.

Hans von Dohnanyi, für den die tägliche Zwiesprache mit seiner Frau unentbehrlich war, begann schon am ersten Tag seiner Haft, ihr Briefe zu schreiben, obwohl diese zunächst mangels Schreiberlaubnis nicht zugestellt wurden. Zu diesem Zeitpunkt wusste er auch noch nicht, dass seine Frau und sein Schwager Dietrich Bonhoeffer ebenfalls festgenommen worden waren. Christine von Dohnanyi, die sich Ende Januar 1943 einer schweren Magenoperation hatte unterziehen müssen, von deren Folgen sie sich noch nicht erholt hatte, war zunächst in das Polizeigefängnis am Charlottenburger Kaiserdamm gebracht und dann gemeinsam mit Maria Müller im Polizeipräsidium am Alexanderplatz inhaftiert worden, dessen Zellen von

Wanzen verseucht waren. Am Ostersonntag nutzte sie ihre Schreiberlaubnis für einen Brief an ihre Kinder, denen sie ihr eigenes Gottvertrauen zu vermitteln suchte:

»Tragt keinen Hass im Herzen gegen die Macht, die uns das angetan hat. Verbittert Eure jungen Seelen nicht, das rächt sich und nimmt Euch das Schönste, was es gibt, das Vertrauen. Wir haben ja miteinander nie viel von religiösen Dingen gesprochen. Es ist nicht jedem gegeben, von diesen Dingen zu reden, aber ich will Euch sagen, ich bin so fest davon überzeugt, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, und unser ganzes Leben hat es mir wieder bewiesen, dass ich in all der Einsamkeit und Sorge um Euch alle wirklich nicht einen Augenblick verzweifelt war.«

Am frühen Morgen des 30. April 1943 wurde Christine von Dohnanyi in das Gerichtsgefängnis Charlottenburg verlegt, aus dem sie am Nachmittag desselben Tages in das Haus ihrer Eltern entlassen wurde. Um sich von den Folgen ihrer Operation und ihrer Haft zu erholen, begab sie sich anschließend in die Privatklinik ihres Arztes Jürg Zutt, eines Schülers von Karl Bonhoeffer. Anfang Juni konnte sie in ihr Haus nach Sacrow zurückkehren.

Eine Woche nach seiner Inhaftierung erfuhr Hans von Dohnanyi von Christines Verhaftung, was ihn in tiefe Verzweiflung stürzte. Am 16. April konnte er seine Frau bei einer Gegenüberstellung in Gegenwart Roeders kurz sehen und sprechen und erfuhr bei dieser Gelegenheit von der Inhaftierung Dietrich Bonhoeffers. Die Haftentlassung seiner Frau teilte ihm Gefängniskommandant Maaß am 1. Mai mit; diesen wiederum hatte Paula Bonhoeffer, die Mutter Christines, informiert. Hans von Dohnanyi schrieb seiner Frau sofort einen euphorischen Brief, den er aber nicht absandte, da er offiziell von der Freilassung seiner Frau nichts wissen durfte, bevor Untersuchungsführer Roeder ihm dies am 5. Mai mitgeteilt hatte.

Erst am 17. April hatte Roeder Hans und Christine von Dohnanyi die Erlaubnis erteilt, sich zweimal wöchentlich einen Brief zu schreiben, dessen Umfang auf einen Bogen (vier Seiten) beschränkt war. Sämtliche ein- und ausgehende Post wurde vom Untersuchungsführer persönlich zensiert, den Hans von Dohnanyi deswegen als »3. Leser« seiner Briefe anspricht. Jeglicher

Bezug auf den Gegenstand des Ermittlungsverfahrens war untersagt, und mehrere Briefe vor allem Christine von Dohnanyis wurden von Roeder entweder kommentarlos beschlagnahmt oder Hans von Dohnanyi nur in Auszügen vorgelesen. Von Mitte April an konnte aber einmal wöchentlich und ab Mitte Mai sogar zweimal in der Woche ein Paket oder Koffer mit Lebensmitteln, Wäsche und Büchern für Hans von Dohnanyi im Wehrmachtuntersuchungsgefängnis abgegeben werden. Nach ihrer Haftentlassung ließ ihm Christine von Dohnanyi außerdem jeden Sonntag von den Kindern einen Strauß mit Blumen aus dem eigenen oder den Gärten von Nachbarn in Sacrow bringen.

Das Hin und Her von Wäsche, Lebensmittelbehältern und Büchern nutzten Hans und Christine auch für den Austausch von unkontrollierten Nachrichten, indem sie mit winziger Schrift beschriebene Zettel in die Deckel von Marmeladengläsern drückten. Diese konnten die Kontrollen aber nur passieren, weil sich der Gefängniskommandant Maaß die Untersuchung der Koffer persönlich vorbehalten und mit den Dohnanyis stillschweigend vereinbart hatte, nie etwas zu finden. Auf diese Weise gelang es Hans von Dohnanyi, seine Frau über Umstände und Inhalte seiner Vernehmungen durch Roeder zu informieren, und er erfuhr umgekehrt, was die anderen Beschuldigten und Zeugen ausgesagt hatten, so dass die verschiedenen Aussagen immer besser aufeinander abgestimmt werden konnten.

Zwischen dem 12. April und dem 17. Juni 1943 wurde Dohnanyi insgesamt zehnmal zu Vernehmungen durch Roeder in das Gebäude des Reichskriegsgerichts in der Witzlebenstraße gebracht. Seine Beschuldigungen leitete Roeder von den Aussagen Wilhelm Schmidhubers und den bei der Durchsuchung von Dohnanyis Dienstzimmer beschlagnahmten Akten ab. Den Zettel mit Notizen zur geplanten Rom-Reise Dietrich Bonhoeffers wertete er als Beleg hoch- und landesverräterischer Kontakte zum Vatikan. Außerdem warf er Dohnanyi nicht nur die ungerechtfertigte Uk-Stellung Dietrich Bonhoeffers, sondern auch die des Österreichers Paul Struzl vor. Von der fünften Vernehmung Dohnanyis am 21. April an stand dann das »Unternehmen Sieben« im Zentrum der Befragungen. Roeder beschuldigte

Dohnanyi, er habe sich bei der Judenrettungsaktion persönlich bereichert oder gar bestechen lassen. Eine weitere Beschuldigung lautete auf »Irreführung des Führers«, weil Dohnanyi die Gerüchte um eine uneheliche Geburt seines Großvaters Anton Kunwald lediglich erfunden habe, um seine »Gleichstellung mit Deutschblütigen« herbeizuführen. Schließlich konstruierte Roeder aus dem bei der Durchsuchung der Dohnanyi-Villa beschlagnahmten Kreditvertrag mit Otto Hübener den Vorwurf des Kreditbetruges, da Dohnanyi Hübener nicht darüber informiert habe, dass auch die Restfinanzierung des Hauskaufs durch einen weiteren Kredit erfolgt war.

Bei den Vernehmungen versuchte Roeder, den ihm juristisch überlegenen Dohnanyi immer wieder einzuschüchtern, indem er ihm das Aufziehen »anderer Saiten« oder gar einen »kurzen Prozess durch den Führer« ankündigte. Außerdem verweigerte er dem Beschuldigten Korrekturen am Protokoll der Vernehmungen, beschlagnahmte dessen Verteidigungsnotizen als Beweismaterial und verhängte wiederholt zeitweise Rauch-, Schreib- und Leseverbote gegen ihn. Besonders hart traf es Dohnanyi, dass Roeder ihm immer wieder Aussagen mit der Drohung abzapfen suchte, er könne Christine von Dohnanyi jederzeit erneut in Haft nehmen. Da ihm vom Oberreichsanwalt die Entscheidung über Besuchsanträge überlassen worden war, konnte Roeder auch Druck ausüben, indem er über Monate Christine von Dohnanyis Anträge auf eine Besuchserlaubnis mit der Begründung ablehnte, ein Zusammentreffen der Eheleute sei »nicht zweckmäßig«. Hans und Christine von Dohnanyi sahen sich daher nach der kurzen Begegnung am 16. April erst am 15. Juli 1943 für eine halbe Stunde in Anwesenheit Roeders wieder.

Aufgrund einer von Dohnanyi vorsorglich schon im Juli 1942 ausgestellten Blankovollmacht hatten seine Angehörigen den prominenten Berliner Rechtsanwalt Justizrat Rudolf Dix, den ehemaligen Präsidenten des Deutschen Anwaltsvereins, als Verteidiger gewinnen können. Roeder verweigerte diesem jedoch die Zulassung, nachdem er sich durch eine Durchsuchung der Kanzlei von Dix Hinweise verschafft hatte, dass Dohnanyi mit Dix in einem anderen Verfahren dienstlichen Kontakt gehabt hatte, weshalb eine Interessenkollision bestehe. Dix musste schließlich als Verteidiger Dohnanyis ausscheiden. Seine